

Wenn es um Geld geht, ist die Europäische Union ein seltsamer Organismus. Während an seinem südlichsten Rand den Menschen die Existenzgrundlage bis hin zur ärztlichen Versorgung weggespart wird, werden an anderer Stelle die Millionen mit leichter Hand verteilt. Die Fördergelder der EU nimmt jeder gerne mit – ob der Antragsteller der Förderung „bedürftig“ ist, wird nicht geprüft. Die EU orientiert sich daran, wie strukturschwach eine Region der Statistik nach ist, die Bundesländer verteilen die Gelder vor Ort. Mindestinvestitionssummen und die Förderstrukturen begünstigen oft große Projekte und etablierte Firmen.

Über einen besonders spektakulären Fall wird derzeit nach über einem Jahr Verhandlung am Landgericht Rostock entschieden. Angeklagt ist ein norwegischer Investor, wegen Subventionsbetrug. Man könnte auch sagen, er hat sich sehr genau in die Förderbedingungen eingeleistet: Da ein Projekt höchstens 50 Millionen schwer sein darf, um den höchsten Fördersatz von 50 Prozent zu erhalten, wurden aus seinem Baukomplex „Hohe Düne“ bei Warnemünde mit Luxushotels, Restaurants, Kongresszentrum und Yachthafen auf dem Papier einfach zwei Projekte. In beide wurden je 50 Millionen investiert, und beide wurden von EU und Land mit insgesamt 47 Millionen Euro großzügig gefördert. Entscheiden durften dies aufgrund der geteilten Investitionssumme die Landespolitiker, ein höherer Betrag hätte der Zustimmung aus Brüssel bedurft.

Ein Einzelfall? Der EU-Rechnungshof schätzt, dass 2012 rund sieben Milliarden (!) Euro nicht ordnungsgemäß verwendet wurden. Die Vorsitzende des Haushaltskontrollausschusses des Europäischen Parlaments, Ingeborg Gräßle, kann aus dem Stand eine Reihe unsinniger Bauprojekte aufzählen. Von Autobahnen ist da die Rede, die keiner benutzt, dem fünften Luxushotel im selben Ort und Regionen, die so „ausfinanziert“ sind, dass es schon viel Fantasie bedarf, um die Gelder aus Brüssel überhaupt noch verteilen zu können. Immerhin steht in der laufenden Förderperiode von 2014 bis 2020 eine Summe von 960 Milliarden Euro zur Verfügung, allein 344 Milliarden für die „Strukturförderung“. Was man damit nicht alles Sinnvolles anstellen könnte. Nicht nur in Griechenland.

Ein seltsamer Organismus

Brigitte Schultz

wundert sich über Entwicklungshilfe für 5-Sterne-Hotels



Afrika machen

Text Dagmar Hoetzel



University of Zambia – UNZA, Lusaka von Julian Elliott, 1965–1970 Foto: Iwan Baan

Making Africa – der Titel der Schau zu zeitgenössischem Design auf dem afrikanischen Kontinent könnte missverständlich sein. Zu oft in der Geschichte ist Afrika „gemacht“ worden. Von anderen. Wie auf der Berliner Afrika-Konferenz 1885, als die europäischen Kolonialmächte entsprechend ihrer Interessen die Grundlage legten für Länder und Grenzen, die bis heute bestehen.

Der Titel ist hier freilich anders gemeint – eher im Sinne von „Herstellen“. Das zielt auf Prozesse und Sichtweisen, aber auch darauf, dass Afrika dabei sei, sich neu zu erfinden, wie Okwui Enwezor, bei dieser Schau beratender Kurator, meint. Digitalisierung und Globalisierung lassen nicht nur territoriale und kulturelle Grenzen hinter sich, sondern eröffnen auch neue Arbeitsweisen und Vernetzungen. So untersucht die Ausstellung die Wechselwirkung zwischen gesellschaftlichen, politischen Veränderungen und Design.

Zu sehen sind Möbel, Mode, Grafik, Fotografie, Film, Architektur – die Produkte in kleine Stückzahlen, oft im Kollektiv und dezentral, aber immer im urbanen Kontext entstanden, disziplinübergreifend und hybrid. Eine beeindruckende Zusammenstellung unterschiedlichster Werke, von ei-

ner Kollektion von Schals des Modelabels Ikiré Jones, die Zukunftsvisionen von Paris, Johannesburg oder Lagos im Jahr 2081 zeigt und hinter der der Nigerianer Walé Oyéjidé steht, bis zum Geldtransfersystem M-Pesa, 2007 eingeführt vom kenianischen Mobilfunkanbieter Safaricom, mit dem man per SMS Geld überweisen kann und über das heute 25 Prozent des kenianischen Bruttoinlandsproduktes abgewickelt werden.

„Angesichts der sozialen, politischen, wirtschaftlichen und technologischen Umwälzungen, ist es nicht genug, einen neuen Stuhl zu entwerfen oder eine hübsche Grafik“, meint Kuratorin Amelie Klein und Enwezor und möchte das Machen als elementaren subversiven Akt verstehen, der industrielle Massenfertigung in Frage stellt und Konzepte wie Recycling, Umgestaltung oder Informalität neu denkt.

In einer Zeit, in der Ländergrenzen mehr und mehr obsolet werden, die Frage nach der Identität aber unverändert wesentlich ist, sind lokale kulturelle und soziale Verwurzelungen ebenso wichtig wie die globale Vernetzung und bieten Globalisierung und Digitalisierung eine neue Form von Souveränität und Unabhängigkeit.

Das Vitra Design Museum widmet sich ganz Afrika. Zwei Ausstellungen zeigen Architektur und Design und geben Einblicke in neue Unabhängigkeiten und Selbstbehauptungen im Zuge der Dekolonisierung der 1960er Jahre und heutiger Globalisierung.

Vielleicht ist diese Zeit vergleichbar mit dem Zeitraum von vor rund 50 Jahren, als zwischen 1957 und 1966 fast zwei Drittel aller afrikanischen Länder ihre Unabhängigkeit erlangten. Mit der Architektur dieser Epoche beschäftigt sich die Schau zur „Architektur der Unabhängigkeit“ in der Vitra Design Museum Gallery. Deren Kurator, der Architekt Manuel Herz, hat mit den Fotografen Iwan Baan und Alexia Webster Beispiele einer „Afrikanischen Moderne“ aus fünf Ländern zusammengetragen. Diese zum Teil bemerkenswerten und der Internationalen Moderne verpflichteten Architekturen spiegeln Hoffnung und Selbstbewusstsein der jungen Staaten wider. Moderne Architektur galt als Symbol für Fortschritt und Teilhabe an der modernen Welt. Und genau dies – der Glaube an Entwicklung und Modernisierung sowie die Möglichkeit, dass diese nicht mehr länger exklusiv Europa vorbehalten waren, machte die Moderne zu einem Mittel der Befreiung und zum Instrument, eine neue nationale Identität zu formen. Gebaut wurden Universitäten, Hotels oder Kongresszentren, um dem Westen auf Augenhöhe begegnen zu können. Die Architekten kamen meist aus Europa, aber auch aus Israel – bis Anfang der 70er Jahre, als nach dem Jom-Kippur-Krieg die meisten afrikanischen Länder die arabischen Nationen unterstützten. Dass dabei eben auch Bauvorhaben

Rechts: Fotografische Dokumentation von Ponte City in Johannesburg, dem höchsten Apartmenthaus Afrikas von Mikhael Subotzky und Patrick Waterhouse. Daneben der Vorschlag eines Wellblechhochhauses von Justin Plunkett, der zwar surreal erscheint, aber vielleicht angesichts des rasanten Wachstums der Städte eine Annäherung an eine soziale, wirtschaftliche und kulturelle Zukunft darstellt. Foto: Vitra Design Museum, Mark Niedermann

Unten: Vigilism, „Idumota Market, Lagos 2081A.D.“ aus der „Our Africa 2081A.D.“ Serie. Illustration für die Heritage Menswear Kollektion von Ikiré Jones, 2013 © Olalekan Jeyifous & Walé Oyéjidé



unvollendet blieben, zeigt die Universität von Zambia, geplant von dem israelischen Architekten Julian Elliott. Mit dem Rückzug der ebenfalls israelischen Baufirma verschwanden auch sämtliche Planunterlagen und die Anlage wurde nie fertiggestellt. Geschichten wie diese, in denen ein Gebäude einen Abschnitt in der Geschichte eines Landes verkörpert, sind in der kleinen, informativen Ausstellung aufbereitet.

Making Africa

Vitra Design Museum, Charles-Eames-Straße 2, 79576 Weil am Rhein

www.design-museum.de

Bis 13. September

Der Katalog, Vitra Design Museum, kostet 69,90 Euro

Architektur der Unabhängigkeit – Afrikanische Moderne

Bis 31. Mai

Das begleitende Buch, Park Books, kostet 87 Euro

Unterschiedliche Geschwindigkeiten



Links: Dubai im Modell, vorn die längste Shopping-Mall der Welt. Das Dubai Opernhaus mit 2000 Plätzen – Eröffnung 2016 – ist namengebend für den neu entstehenden Dubai Opera District inmitten des Hochhausmeeres.

Oben: Istanbul hat den Platz von Moskau übernommen. Wo im vergangenen Jahr noch das Stadtmodell der russischen Hauptstadt ausbreitet war, zog die Metropole am Bosphorus das Interesse auf sich. Fotos: MIPIM

Eindrücke von der Immobilienmesse MIPIM 2015, die Mitte März in Cannes stattfand

Die Flut des schnellen und billigen Geldes verdirbt den Charakter – fast wie vor der Krise 2008. Ob Grand Paris deshalb auf den gemeinsamen Auftritt wie noch im vergangenen Jahr verzichtete und auf der MIPIM in Cannes wie auch anderwärts alle Einzelprojekte wieder eifersüchtig um die Anlegergunst buhlten? Dieser Eindruck drängte sich beim Rundgang durch die internationale Immobilienmesse auf. Weniger dicht besetzt, war nur noch das Tiefgeschoss im „Palais des Festivals“ als klassische „Messehalle“ übrig geblieben, Flure und Zwischengeschosse blieben leer. Dafür wurden die Standareale auf den Anbauten mit Aussicht und Terrasse wie Erbhöfe gehütet, und draußen wuchs die Zahl der Zelte.

Wo 2014 noch ein riesiges Modell der Stadt Moskau eher bescheidenes Interesse weckte, machte sich in diesem Jahr die Stadt Istanbul, meist dicht umdrängt, breit. Der gastgebende Chef der Istanbul Handelskammer gab Interviews im 10-Minuten-Takt. Die explodierende Stadt am Bosphorus verspricht genau das, was der Markt sucht: Anlagemöglichkeiten für beträchtliche Geldmengen in einigermaßen gesichertem Umfeld. Da können die Projekte gar nicht groß genug sein, egal wie sie aussehen. Leuchtendes Beispiel hierfür ist Dubai. Dort sind die künstlichen Inseln (gegen alle Vernunft)

inzwischen gebaut; auch das höchste Hochhaus und die längste Shopping-Mall der Welt, alles aus einer Hand, entwickelt von EMAAR und entworfen von Atkinson Middle East. Das beschleunigt die Verfahren ungemein. Jetzt ist die Dubai Opera dran. Sie hüllt sich in die Schiffsform einer traditionellen Dhow und birgt alle technischen Bereiche in Untergeschossen. Angesichts der umgebenden Hochhäuser zählt vor allem das Dach als die fünfte Fassade. Und natürlich erhalten alle diese Neubauten ein Nachhaltigkeits-Zertifikat, solche Statussymbole verlangt der Markt inzwischen.

Etwas abseits, wie auf einem anderen Planeten, wurde zum wiederholten Male im „Mipim Innovation Forum“ (in dem auch die Europäische Kommission mit ihrem Bausektor Beratung anbot) darüber diskutiert, wie denn das Bauen weiter gehen solle. Das Stichwort hieß „smart city“, die Stadt, die vorab weiß, was Passanten vorhaben, weil über Smartphones deren Bewegungsprofile aufgezeichnet und wahrscheinliche Aktionen errechnet werden? Zweifelsohne können smart technologies dazu beitragen, Kosten oder den Materialverbrauch zu reduzieren, ob aber immer mehr Neubauten mit immer höheren Standards der richtige Weg sind, um das anspruchsvollere Personal für die Hightech-Büros

anzuwerben, darf bezweifelt werden. Geoffrey Palmer, der auf dem Forum den britischen Ableger der internationalen Ingenieurgesellschaft Grontmij vertrat, meinte, man solle, statt die technologische Ausrüstung auf die Spitze zu treiben, das eingesparte Geld in den Bestand investieren, um – low tech – Synergien zu ermöglichen.

Da wirkte es fast tröstlich, dass es das alte Europa – kleinteilig, bodenständig und ein bisschen umständlich, weil viele mitreden – offenbar auch noch gibt. Erstmals wagte sich der „Euro-district Saar/Moselle“ auf das glatte Messeparkett. Dahinter verbirgt sich eine grenzüberschreitende Vereinigung von Akteuren, die seit 18 Jahren, getragen von örtlichen Vereinen, Radwege anlegen, Buslinien organisieren oder Lehrlinge austauschen. Als nächster Schritt ist nun gemeinsames Standortmarketing, u.a. für ein deutsch-französisches Gewerbegebiet, geplant. Imagepflege soll dabei helfen, die Stärken der Region in beiden Ländern herauszustellen und sich als Türöffner für deutsch-französische Investitionen anzudienen. Der Vorteil: Man sei schon gewohnt, an einem Tisch zu sitzen und über konkrete Vorhaben zu sprechen, denn oberflächliche Kontakte brächten nichts. Wie wahr.

Gudrun Escher

Hut auf – Hut ab

Text **Peter Rumpf**

57 Männer und 8 Frauen diskutierten in Düsseldorf über Schönheit und Lebensfähigkeit der Stadt

Ausschließlich von Ingenieuren sei in den ersten 50 Nachkriegsjahren Städtebau gemacht worden, erinnerte Harald Bodenschatz, Soziologe und Stadtplaner, in einer Diskussion über das schwierige Verhältnis von Architekt und Städtebauer. „Erst dann gab es die große Debatte, wer den Hut aufhat.“ Das war Ende Januar im Berliner DAZ, ausführlich dokumentiert in der Stadtbauwelt (Heft 12.2015).

Die Debatte ist so lebendig wie nie, was auch die diesjährige Konferenz des Deutschen Instituts für Stadtbaukunst der TU Dortmund Ende März in Düsseldorf bewies. Hier war es Helmut Holzapfel, TU Kassel, der die Bekleidungsfrage stellte – und sie auch gleich beantwortete: der Architekt selbstverständlich! Was aber in der Praxis so selbstverständlich nicht ist. Die anwesenden Baubürgermeister und Stadtplanungsdezernenten kennen die Probleme der konkurrierenden, am Entstehen der Stadt beteiligten Akteure: neben den schon Genannten auch Politiker, Investoren, Stadtkämmerer, Controller, Feuerwehr, Bauaufsichtsamt, Denkmalpflege; und übermächtig, mit der Straßenverkehrsordnung als Bibel in der Hand, die Verkehrsplaner, „wenn sie überhaupt mit am Tisch sitzen“, wie Hans Stimmann anmerkte. Sie würden, so seine Erfahrung, Millionen verbauen, doch Wohnungen seien für sie lediglich das Umfeld. Deshalb die Forderung von Wolfgang Sonne, einem der beiden Gastgeber in Düsseldorf, die Verkehrsplaner in die Stadtplanung zu integrieren.

Wie überhaupt viel von Integration und Kooperation die Rede war in den Rheinterrassen. „Aber wer integriert wen?“ (Helmut Holzapfel). Oder anders gefragt: Gibt es den Generalisten noch? Ist es der Architekt? Und wenn nicht, muss er es wieder werden? Darüber herrschte weite Übereinstimmung – vor allem bei den Hochschullehrern im Plenum. Dies müsse als Ziel schon in der Ausbildung formuliert werden, wo heute doch die Spezialisten die Mehrheit an den Lehrstühlen stellen. Mindestens ein Städtebauent-

wurf gehöre in den Lehrplan – als Pflicht. Allein schon, damit die angehenden Architekten lernen, im Kontext zu entwerfen, statt sich mehr und mehr zu Schöpfnern immer autistischerer Monolithen zu entwickeln. Dabei hilft – so das ceterum censeo des anderen Gastgebers, Christoph Mäckler – die Kenntnis der Stadtbausteine: Haus, Block, Straße, Platz, als historische Elemente zur europäischen Stadt gehörend bzw. wieder werdend.

Peter Zlonicky, der elder statesman unter den Stadtplanern, fordert für die Ausbildung noch viel mehr: 1. einen Handwerkskasten, 2. das Studium der Baugeschichte sowie der Sozial- und Umweltwissenschaften, 3. das Lesen-Lernen der Stadt von innen heraus, 4. das Lernen im Projekt und – nicht zuletzt – 5. den furor artis, die Leidenschaft für Kunst. Schön und gut, aber ist der Stundenplan der Studenten nicht heute schon viel zu vollgestopft, wie Anne Schmedding von der Bundesstiftung Baukultur gegenhält? Und ergänzend dazu der Geschäftsführer DASL NRW, Klaus Fehleemann: Was ist mit denen, die bereits in der Praxis tätig sind, in den Stadtplanungsmänteln sitzen, was ist mit deren Fortbildung?

Die Themen Architekten versus Stadtplaner, Landschaftsplaner, und Verkehrsplaner, Bildung statt Ausbildung, die europäische Stadt und die vielen Formen der Zwischenstadt, „die Verantwortung für den öffentlichen Raum, unabhängig von der Nutzung“ (Mäckler) überhaupt, dessen Erscheinungsbild, kurz: die Schönheit und Lebensfähigkeit, all dies wird wohl beim nächsten Treffen in einem Jahr für Diskussionsstoff sorgen. Nicht zuletzt weil es die „Kölner Erklärung“ vom Mai 2014 gibt, wie sie Mäckler, Sonne, Zlonicky und anderen Gleichgesinnte formuliert haben, und die Gegenerklärung „100% Stadt“ (Bauwelt 42.2014) von Hochschullehrern. Bleibt die Frage nach dem Hutträger: Oder sollte sie in einem funktionierenden Teamwork keine Rolle spielen?

Wer Wo Was Wann

Umzug Das Büro von Ramona Buxbaum Architekten ist umgezogen und seit Ende März im Forsthaus am Jagdschloss Kranichstein in Darmstadt zu erreichen. www.ramonabuxbaum.de

23. Nürnberger Architekturclub Worin liegt das Potenzial von Stadt und Land als Lebens- und Handlungsraum? Dies fragt die Bayerische Architektenkammer und lädt am 21. April um 19 Uhr in das Glashaus im KunstKulturQuartier in Nürnberg ein. In der ersten von zwei Veranstaltungen wird es um die Perspektive aus ländlicher Sicht gehen. Moderiert von Bauwelt-Redakteurin Friederike Meyer diskutieren der Münchner Architekt Peter Haimerl, der Stadtbaumeister von Schwabach Ricus Kerckhoff sowie der Schweizer Architekt Armando Ruinelli. Die Veranstaltung zur städtischen Sicht ist für den 29. Oktober angekündigt, der Eintritt ist frei. www.byak.de



die Entstehungsprozesse seiner künstlerischen Arbeiten sichtbar machen. Bis 6. September www.smb.museum



Eröffnung Ólafur Eliasson leitet über fünf Jahre das Institut für Raumexperimente an der UDK Berlin. Am 23. April wird nun die von ihm gestaltete Bilderbuchwerkstatt der „grund_schule der künste“ an der UDK eröffnet. Der Raum ist Bildungsort und Forschungswerkstatt für Kinder, wie auch für Studierende und Lehrende. Seine Wände sind verspiegelt, der wellenförmige Boden lädt zum Sitzen, Liegen, Laufen und Klettern und schließlich zum Lesen ein. Die Bücher kommen statt in Regalen in farbigen, gepolsterten „Baumstämmen“ unter, die an einen Wald erinnern sollen (Foto: Nick Ash). Die „grund_schule der künste“ fungiert als Schnittstelle zwischen Schule und Hochschule. Dort stattfindende Seminare gehören zum Studium für das Grundschullehramt. www.grundschulekunstbildung.de



Unbekannte Architekten Der in Luanda lebende Fotograf Walter Fernandes hat zahlreiche Kinoarchitekturen in Angola dokumentiert. Das dortige Goethe-Institut hat nun einen Bildband mit seinen Fotografien im Steidl-Verlag herausgebracht. Die Gebäude entstanden zwischen 1930 und 1975 und zeugen von der gesellschaftlichen Bedeutung des Kinos für die angolansische Gesellschaft unter der portugiesischen Kolonialherrschaft. Oft sind es außergewöhnliche Gebäude von experimentierfreudigen Erbauern, wie das Cine Estúdio in Namibe (Foto). Viele der Urheber sind jedoch unbekannt. Aus diesem Grund wird die Publikation von einer Website begleitet, auf der laufend Kommentare und Ergänzungen zu finden sind und beigesteuert werden können. www.cineafrika.net